

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 3

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLARA OBERMÜLLER
ist Mitglied der Redaktion der «Weltwoche». Dieser Beitrag ist die überarbeitete schriftliche Fassung ihrer Begründung der Auszeichnung von François Bondy anlässlich des Festaktes im Zürcher Stadthaus.

«AUS NÄCHSTER FERNE»

François Bondy erhält die Johann-Jakob-Bodmer-Medaille der Stadt Zürich

Am 28. Januar 1994 wurde der Schweizer Publizist und Kritiker, François Bondy, Dr. h.c., mit der Johann-Jakob-Bodmer-Medaille der Stadt Zürich ausgezeichnet. Klara Obermüller, Präsidentin der Literaturkommission der Stadt Zürich, drückt ihm, dem Europäer der ersten Stunde, ihre Wertschätzung und ihren persönlichen Dank aus. Die Redaktion der «Schweizer Monatshefte», der François Bondy von 1975 bis 1991 angehörte, nimmt von der Auszeichnung mit dankbarer Freude Kenntnis.

Eigentlich bedarf die Vergabe der Johann-Jakob-Bodmer-Medaille an den Publizisten François Bondy keiner Begründung. Wenn einer sich um die Literatur in dieser Stadt verdient gemacht hat, so ist es François Bondy. Dass andere – etwa die Mainzer Akademie für Sprache und Wissenschaften oder die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung – mit solcher Ehrung um Jahrzehnte zuvorgekommen sind, spricht sowohl für das Renommé des diesjährigen Preisträgers wie für die notorische Kulturverspätung in einem Lande, das auch dann noch gotisch baute, als die übrige Welt längst in der Renaissance oder gar im Barock angelangt war.

Müsste ich mit einem Satz sagen, was wir François Bondy aus zürcherischer Sicht verdanken, so wäre es dieses: Er hat uns gelehrt, den eigenen Standort nicht für den Nabel der Welt zu halten. Das gilt fürs Persönliche nicht weniger als fürs Literarische.

Lange bevor wir von europäischer Vereinigung zu träumen begannen, hat er uns vorgelebt, was es heißt, von Geburt und Bildung her ein Europäer zu sein. In seinen Kritiken und literarischen Essays war früh schon nachzulesen, dass es neben

einem Frisch und einem Dürrenmatt, einem Peter Bichsel, einem Otto F. Walter und einem Adolf Muschg auch einen Italo Svevo, einen Bruno Schulz, einen Witold Gombrowicz und einen Cesare Pavese gab. Er hat sie uns nahegebracht, nie gezielterisch, nie belehrend, sondern mit dem Gestus dessen, der Vorschläge macht und gleichzeitig zu verstehen gibt, dass er selbst nur zu gut weiß, wie relativ, wie zeitgebunden und wandelbar das eigene Urteil ist. Es ist diese Haltung – sie wäre mit Selbstironie wohl am treffendsten umschrieben –, die dazu beigetragen hat, dass man François Bondy auch dann nicht gram sein konnte, wenn man sich als jüngere Kollegin manchmal wie der sprichwörtliche Hase gegenüber jenem Swinegel vorkam, der immer schon dort stand, wo man selbst gerade eben voller Begeisterung angelangt war. Ein bisschen frustrierend war es manchmal schon, dass es einem nie gelingen wollte, ihm um eine winzige Nasenlänge vorauszusein und ihm eine Entdeckung zu präsentieren, die man soeben glaubte gemacht zu haben. Immer hat er lächelnd zu verstehen gegeben, dass das Entdeckte so neu und so unbekannt nicht sei. Aber eben, er hat es lächelnd getan, im Wissen um die «augenblicksgebundene

Macht des Kritikers», die, so hat er es selbst einmal formuliert, «wie jede, auch relative Macht, ihre schildernswerte Lächerlichkeit hat». Das ist es, auf einen Nenner gebracht, was uns François Bondy in all den Jahren so liebenswert gemacht hat: dass er selbst sich nie ernster nahm als unbedingt nötig und in allem, was er sagte und schrieb, nie ausser acht liess, dass der Kritiker in seinen Augen «eine der komischen traurigen Figuren auf der Bühne der Literatur» ist. Denn, so Bondy: «Er lässt die Schriftsteller Revue passieren, aber er ist es, der vorüber geht.»

Es ist gewiss kein Zufall, dass sich diese Definition des Kritikers in einem Band mit literarischen Aufsätzen findet, dem der Autor den Titel «Aus nächster Ferne» gegeben hat. Genauer ist François Bondys kritische Position nicht zu umschreiben als mit eben diesem sprachlichen Paradoxon der «nächsten Ferne», das liebende Zugewandtheit mit ironischer Distanziertheit so unauflöslich verbindet. Ich denke, auf einen solchen Titel kann nur einer kommen, der zuerst einmal sich selbst mit freundlicher Ironie gegenüber-

steht, bevor er, auf seinen Gegenstand bezogen, sagen kann, dass er «in jedem zeitgenössischen literarischen Werk von Rang Humor finde und dort, wo er ganz fehlt, nicht an die Grösse des betreffenden Werkes glaube». Was Bondy damit meint, ist einem Aufsatz über Italo Svevo zu entnehmen, wo es im Hinblick auf dessen Komik heisst, sie schaffe «dort Distanz, wo die existentielle Enge am bedrängendsten wird».

Die Vergabe der Johann-Jakob-Bodmer-Medaille an François Bondy bedürfe eigentlich keiner Begründung, habe ich vorhin gesagt, und ich frage, ob diese Behauptung ihrerseits noch einer Begründung bedarf. Für die Weltläufigkeit François Bondys liessen sich zur Not vielleicht noch Parallelen finden. Mit der Universalität seiner Bildung ist schon schwerer zu konkurrieren. Mit seiner ebenso leidenschaftlichen wie kritisch distanzierten Hingabe an die Literatur, die zugleich Ausdruck einer tiefen Menschlichkeit ist, steht François Bondy zurzeit ziemlich einmalig da. Weil uns dies so dringend not tut, danken wir ihm dafür. ♦

KLARA OBERMÜLLER

DIE SCHWEIZ – PIONIER DER EUROPÄISCHEN EINIGUNG

Die Westschweizerin Joëlle Kuntz hat eine Satire auf den Umgang der Schweiz mit ihrer «Kleinheit» geschrieben.

Das literarische Ereignis der letzten Monate in der Romandie heisst «L'Aggrandissement» und stammt aus der Feder von Joëlle Kuntz. Ein Kabarett, ein Lesevergnügen am Gebaren unserer politischen Klasse, wie es zurzeit wohl nur in der Westschweiz inszeniert werden kann! Joëlle Kuntz, Fernsehjournalistin und stellvertretende Chefredaktorin des «Nouveau-Quotidien», lässt in ihrem Erstling, augenzwinkernd mit «divertimento» un-

tertitelt, die Vision einer neuen Eidgenossenschaft Wirklichkeit werden, welche den Prozess der Einigung Europas in einem wahren Handstreich vorantreibt.

Das Vermächtnis der Schweiz

Während in Europa nach 1989 wieder neue Länder und Grenzen entstehen, leistet die Schweiz am 1. August 1991 einen – unfreiwillig – Beitrag zur Aufhebung

Joëlle Kuntz,
L'Aggrandissement,
divertimento.
Bernard Campiche
Editeur. Yvonand,
1993.

des «esprit de douane». Eine gegen den Schwarzmarkt gerichtete Werbeaktion der 700-Jahr-Feier, die kostenlose Vergabe des Schweizer Passes an alle am 1. August 1991 auf schweizerischem Territorium lebenden Ausländer, läuft aus dem Ruder und gerät zur Realisierung jenes europäischen Zusammenschlusses – in Kleinformat freilich –, der am 6. Dezember 1992 abgelehnt wird. Die Franche-Comté strebt eine Freihandelszone mit der Schweiz an, 82 Prozent aller Vorarlberger erinnern sich ihres von Wien 1919 nicht respektierten Votums für ihre Zugehörigkeit zur Schweiz und sehen im Erwerb des Schweizer Passes die einmalige Chance, das Rad der Geschichte zurückzudrehen und ihr Land in die Schweiz zu integrieren. Dem Charme und der Durchsetzungskraft der Vorarlberger Vertreterin, Clarissa von Schwitzer, hat Jean Noël Bovet nichts entgegenzusetzen. Ausgerechnet der Vizedirektor der «Gruppe für die Bewahrung des Ansehens der Schweiz im Ausland» verspricht zu guter Letzt jedem die Aufnahme in die Eidgenossenschaft, der sie begeht und beschwört diplomatische Konflikte ungekannten Ausmasses herauf. Selbst Uruguay strebt den Zusammenschluss mit unserem Land an und begründet seinen Schritt mit der Erleichterung gemeinsamer Strategien gegen den Niedergang der Fleischindustrie.

Angesichts der Ungeheuerlichkeit dieser Entwicklung, die Bovet mit einem lapidaren «*J'avoue que ce n'est pas idiot*» kommentiert, muss traditionelle helvetische Standfestigkeit gezeigt werden: Dem Bundesrat wächst die Sache über den Kopf – er sieht keinen Handlungsbedarf. Doch zum ersten Mal bremst er mit dieser Einstellung nicht den Verlauf der Dinge, sondern wird, malgré lui, zum Pionier eines Europas mit weniger Grenzen. Die Viel-Völker-Nation Schweiz exportiert endlich das Vermächtnis, das ihre eigene Existenz in sich birgt. Die Bundesversammlung beschliesst die Vergrösserung der Eidgenossenschaft. Joëlle Kuntz präsentiert in einem guten Dutzend zweit- bis dreiseitiger Kapitel Karikaturen der schweizerischen Befindlichkeit nach dem 6. Dezember 1992. Nur wenige Monate, nachdem sich die Schweiz nicht zu einem EWR-Beitritt entschliessen konnte, lanciert die Autorin die Offensive des Auslands. Der Bundesrat

Die Unvereinbarkeit des Neuen mit 700 Jahre lang erprobten und bewährten Prinzipien – eine schier unerschöpfliche Quelle für Vergnügliches zu den nicht enden wollenden Standortbestimmungen der Schweiz.

macht gute Miene zum bösen Spiel. Der Welt ist keine Mühe zu gross, schweizerisch zu werden, und sie wird mit offenen Armen empfangen: «*C'était la preuve que le pays se portait bien*», lässt der Bundesrat verlauten, «*que sa richesse et sa stabilité provoquaient l'envie générale.*»

Eine «Gruppe für die Bewahrung des Ansehens der Schweiz im Ausland»

Der Nullpunkt der «Vergrösserung» liegt im Jubiläumsjahr 1991, in jener Aktion, die als «*opération 1^{er} août*» in die Annalen eingehen wird. Der grosse, gestalterische Wurf für die Feiern will sich nicht so recht einstellen. In diversen Arbeitsgruppen und Unterkommissionen wird schale Kost geliefert: Die Vorbereitungen stehen im Zeichen allgemeiner Morosität. Wie sollen dem Präsidenten der Kommission, welche die Highlights der 700-Jahr-Feier vorbereitet, auch Ideen kommen, wenn, wie er, mit Anspielung auf die soeben überstandene Fichenaffaire, meint, eigentlich zuerst das Vertrauen der Bevölkerung in die staatlichen Institutionen wieder hergestellt werden müsste. Angesichts solchen Zögerns glaubt ein gewisser Jean Noël Bovet, Vizedirektor der imaginären «Gruppe für die Bewahrung des Ansehens der Schweiz im Ausland» im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten seine grosse Stunde gekommen. Aufgrund seiner persönlichen Studie des Pass-Schwarzmarktes schlägt er vor, allen am 1. August 1991 auf schweizerischem Territorium lebenden Ausländern den Schweizer Pass auf Lebzeiten zu geben. Kostenlos versteht sich. «*La Suisse donnerait l'image d'une nation universitaire, ouverte aux déplacements, aux migrations internationales*», argumentiert Bovet gegenüber dem Kommissionspräsidenten. In der Geschichte zähle nur die Tat, mit grossem T, und die grosse Geschichte lädt sich der kleine Beamte nun auf den Buckel, auf Gedeih und Verderb.

Denn eine aufgebrachte Rechte im Palais Fédéral und ihre Presse bereiteten Bovets Idee ein Spiessrutenlaufen, wie es die Eidgenossenschaft in den 700 Jahren ihrer Existenz noch nicht erlebt hat. Man fährt grosse Geschütze auf. Eine von der Opposition gesteuerte Geheimloge stellt Bovets Wohnung auf den Kopf und lässt seine

Liaison mit der Gattin eines hohen Beamten im französischen Verteidigungsministeriums auffliegen. Der Quai d'Orsay protestiert. Doch Bovet und der Kanzler halten auch im stärksten Sturm Kurs, und die eiligst einberufene Bundesversammlung stimmt schliesslich für die Schweizer-Pass-Aktion. Die alte schweizerische Konkordanz ist damit allerdings nicht hergestellt, denn die innere Opposition des Schweizer Volkes, die letzte Bastion des sens civique, ruht nicht: Dienstleistende Grenzbeamte weisen Vorarlberger, Valaisiner und Franzosen aus der Franche-Comté, die am Vorabend des 1. August in die Schweiz einreisen wollen, mit der Begründung zurück, sie kämen ja eben alle aus derselben Region. Die diplomatischen Beziehungen mit Wien, Rom und mit Paris sind unerträglich belastet.

In Übereinstimmung mit der Schweizer Geschichte

Beiden Seiten, Befürwortern und Gegnern der Ausgabe des Schweizer Passes, dient ihr Engagement gleichermassen der Mehrung des Ansehens der Schweiz in der Welt. Obwohl überzeugt von der Einzigartigkeit ihres Vorhabens, achten die Initianten pflichtbewusst auf deren Stimmigkeit mit dem, was die Schweizer Geschichte an Vorbildern bietet.

Die Unvereinbarkeit des Neuen mit 700 Jahre lang erprobten und bewährten Prinzipien: im Vorfeld der EWR-Abstimmung bis zur Ermüdung zitiert – für Joëlle Kuntz eine schier unerschöpfliche Quelle für Vergnückliches zu den nicht enden wollenden Standortbestimmungen der Schweiz, die an die Stelle von Strategien der internationalen Öffnung treten. Dazu gehört auch, dass es der Wiederholung der bundesrätlichen Rede bedarf, die vor der Abstimmung zum Völkerbundbeitritt der Schweiz im Jahre 1920 gehalten wurde, damit die Bundesversammlung Bovets Husarenritt zustimmt.

Mokantes Spiel

Die satirische Überzeichnung der politischen Auseinandersetzung um Bovets In-

**Die Viel-Völker-
Nation Schweiz
exportiert
endlich das
Vermächtnis, das
seine eigene
Existenz in sich
birgt.**

itiativ gelingt Joëlle Kuntz in allen ihren Schattierungen: den Landesverratsverdacht der Rechten, den aus Furcht vor immer neuen einzuberufenden Bundesversammlungen um eine psychiatrische Betreuung nachsuchenden Bundeskanzler, die Angst des paternalistischen Kommissionspräsidenten, sich zu weit vorgewagt zu haben, die zu einem neuen Internationalismus Anlass sehende Linke, die Dienstbeflissenheit der Grenzbeamten, die Opposition in der Bevölkerung, die zu Hause bleibt und den Befürwortern die Strasse überlässt (in anderen Ländern ist es umgekehrt). Das Buch ist provozierend in der Art, wie es die traditionelle Eintracht der politischen Klasse aufbricht, aber niemals persönlich verletzend. Joëlle Kuntz verfügt, da besteht kein Zweifel, über die rhetorischen Mittel, jener spritzigen Frechheit im mokanten Spiel mit Klischees, Urteilen und Vorurteilen Ausdruck zu verleihen, welche ihren Ursprung in der klassischen französischen Persiflage hat, aber auch im französischen Sprachraum kaum noch zu finden ist. Dass hier und da allerdings auch einmal die Routine der journalistischen Karikatur durchbricht, kann sie offensichtlich nicht ganz verhindern.

Dennoch: Mit feinen, ironischen Nadelstichen markiert Joëlle Kuntz die Stellen, an denen die scheinbar unverbrüchliche helvetische Solidarität durch die persönlichen Ambitionen ihrer Repräsentanten in Frage gestellt wird. Ambitionen freilich, die, und darin liegt im wesentlichen die Komik des Buches, alle dem Willen entspringen, Wächter schweizerischer Tugenden zu sein und somit den «*désir congénital*» in sich bergen «*de ne rien faire qui puisse changer quoi que ce soit à l'ordre des choses*». Aber die Ironie des Schicksals will es, dass ausgerechnet die helvetische «*Inaction, érigée durant des siècles en système et magnifiquement illustrée par notre réussite*» – so klingt es in den Memoiren eines bald nach der Vergrösserung zurücktretenden Bundesrates – der Schweiz die erfolgreiche Handhabung jenes Pioniergeistes gelingen lässt, welchen die Westschweizer Bevölkerung von ihr fordert. ♦

MICHAEL WIRTH

GEGENWENDIGKEIT

ROGER W. MÜLLER FARGUELL, geboren 1961, studierte Geschichte, Germanistik und Psychologie an der Universität Zürich. Nach Assistenz an der section d'allemand der Universität Lausanne promovierte er 1992 mit einer Dissertation zur metaphorischen Konstitution der Tanzbewegung bei Schiller, Kleist, Heine und Nietzsche. Mitarbeiter der Zeitschrift für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft «Colloquium Helveticum». Seit 1993 Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds. Arbeit an Habilitationsschrift über Gedächtnis und Rhetorik bei Sigmund Freud und Walter Benjamin.

Paul Goods Aufsätze über «Heraklit in Kunst und Philosophie» bringen neue Wendungen in alte Widersprüche.

Wider den Stachel locken sie, gegen den pointierten Widerspruch, die drei Aufsätze des Düsseldorfer Philosophieprofessors Paul Good über «Heraklit in Kunst und Philosophie». Dreimal lässt er seinen Text in beispielhaften Essays über informelle Malerei, Ernst Meisters Lyrik und Nietzsches Philosophie mit viel argumentativem Geschick den Strom hinan zur Quelle des Heraklit schwimmen. Schön wendig ist diese wissenschaftliche Prosa und eine Augenweide das Buch insgesamt, das 1993 im Aachener Rimbaud-Verlag zu einer gediegenen Form gefunden hat. Die vier Abbildungen aus dem Werk des informellen Malers Gerhard Hoehme sind dabei nicht allein Thema des ersten Essays, sondern eine Hymne auf das ewige Fliessen im Zeichen Heraklits. Wasserzeichen sind sie und zugleich Formel einer kalligraphischen Fadenschrift, die sich in den Text hinein verlängert. Paul Good ist es in seinen Variationen über Malerei, Lyrik und Philosophie gelungen, Anschauung und Analyse so zu verbinden, dass die rätselhaften Worte Heraklits seinen Kommentar zu Ernst Meisters Gedichten ebenso durchströmen wie seine kundige Lektüre einer doch so tückischen Philosophie wie derjenigen Friedrich Nietzsches.

Aber eben: gegen den Strich hat er sie alle gelesen und sich mit Verve einem Axiom logischen Denkens widersetzt, das bereits Aristoteles als logischen Schutzwall gegen den «dunklen» Herakleitos von Ephesus aufgeworfen hat – es ist hier Rede vom Satz des Widerspruchs. In seiner «Metaphysik» hatte Aristoteles gegen all jene, die paradoxale Ansichten von der Art vertraten, dass etwa «das Widereinanderstehende zusammenstimmend und aus dem Unstimmigen die schönste Harmonie» gedeihen könne (Heraklit, Fragment 8), mit der Autorität des Systematikers empfohlen, ganz entschieden das Eine als gegeben vorauszusetzen, wodurch das

Andere nicht gleichzeitig gelten könne. Gewiss war damit das Paradox an sich nicht aus der Welt geschafft, aber zumindest die Doktrin der Widerspruchsfreiheit zementiert, die sich bis in die zeitgenössische Logik der exakten Wissenschaften hinein gehalten hat.

Indes haben namhafte Philosophen auch nach Aristoteles es nicht mit dem Entweder-Oder bewenden lassen. Hegel hat das Eine im Anderen und das Andere im Einen dialektisch hervorgetrieben, Nietzsche im gezielten Widerspruch die schlechte Wiederkehr des Gleichen überwinden wollen, und nicht zuletzt Heidegger hat – wie der Dichter Hölderlin zuvor – auf rein sprachlichem Wege das Eine in sich selber unterschieden. Nicht unwidersprochen ist auch Bergsons Versuch geblieben, das Gegensätzliche im dauernden Strom des Werdens aufzulösen; Adorno hat darüber das Verdikt des «konturlosen Fliessens» verhängt und Bergsons Denken gar jedes «dialektische Salz» abgesprochen. Alle zusammen nehmen in je eigener Weise die «einrächtige Zwietracht» Heraklits (Fragment 10) für sich in Anspruch; eine Lösung freilich, die sich bis heute als rätselhaft erwiesen hat.

Gerhard Hoehmes gemaltes Werden

Bei Paul Good ist nachzulesen, wie das Rätsel der «Gegenwendigkeit» zu lösen wäre: bildlich, lyrisch und philosophisch liegt die Lösung stets in der Bindung. Wie der Kreis zugleich Anfang und Ende vereint (Fragment 103), und wir nicht zweimal in selbigen Fluss steigen (Fragment 49a), scheint die Lösung des Rätsels stets in der Form zu liegen, die das Nacheinander zum Einen verbindet. Die bildende Kunst hat nach Lessings Einsicht das Privileg, den «fruchtbaren Moment» des Werdens augenblicklich einzufangen – und zugleich das Problem, es darstellend auch wieder zu entlassen. Gerhard Hoehme hat

sich diesem Darstellungsproblem in einer Vielzahl seiner Bilder gestellt. Die 1959 entstandene «*Hymne an Heraklit*» bringt es in schuppigen Wellenkämmen auf die Leinwand, presst in pastosem Farbauftag eine unregelmässige Dünung des Reliefs hervor, Farbfluten in diagonaler Bewegung, ohne bestimmbarer Anfang und ohne Ankerpunkt für das Auge, das wiederholt einen Einstieg sucht. Heraklits Name hat nicht nur zu diesem Bild Pate gestanden; auch solche Titel, wie: «gleitende Plätze» (1963), «Zwischenspannung» (1964), «la porta tra vano et liquido» (1969), «light fluidity» (1969/70), «trans tauto – zwischen Infusion und Analyse» (1978) oder «Beweggrund» (1981) zeugen von der Auseinandersetzung mit dem Herakliteischen Werden und sind überdies der Lyrik *Paul Celans* verpflichtet, mit dem Hoehme einen äusserst konzentrierten, künstlerischen Dialog geführt hat.

Nicht, dass mit der blossen Assoziation von Bild und Namengebung die ästhetische Spannung dieser Malerei schon beschrieben wäre. Im Bild streiten sich viel grundsätzlicher Fläche und Raum um die Vorherrschaft, die jedoch keine ohne die andere je erreicht. Sie tragen den Streit von Raum und Bild immanent aus und machen sich dadurch das Paradox des Raumbilds zur eigenen Sache. Paul Good sieht darin die Selbstauflösung des Bildbegriffs, wenn er schreibt: «*Gerhard Hoehme arbeitet bewusst mit dem Paradox, das, was bislang Bild geheissen hat, mit Bildern selber auflösen zu wollen.*» Was aufgelöst wird, ist dabei nicht das Paradox, sondern das Bild, das es darstellt. Durch Schnüre etwa, die das Bild durchstossend die Fläche an den Raum, den Raum an die Fläche annabeln, oder durch aufgerissene Leinwand, die raumgreifend wiederum nichts als Leinwand darunter freilegt. Dennoch wäre es ein Irrtum anzunehmen, diese Bilder würden ein Paradox «bedeuten». Eher verschlingen sie es. An ein Bild, das eine Überhäufung der Fläche mit Schichten von Buchstaben-, Zahlen- und Textbildern zeigt, wie sie ähnlich bei *Paul Klee* und *Cy Twombly* zu finden sind, hat Hoehme den geradezu selbstverschlingenden Titel geknüpft: «buchstäblich verschlossen» (1962). So kehrt das Paradox des Raumbilds über den Titel wieder ins Textbild zurück, das sich der unmittelbaren

Lesbarkeit verschliesst. Gewiss ist manchen von Gerhard Hoehmes Bildern etwas von jener östlichen Kalligraphie beigemischt, wie sie *Roland Barthes* in «L'empire des signes» darin charakterisiert hat, dass ihre Schriftzeichen Lesen und Sehen in enigmatischer Weise verschlingen.

**Ernst Meisters Sprachbilder:
Wendungen wider sich**

Anders als die bildende Kunst, die in Fläche und Raum argumentiert, ist die Sprache bekanntlich eine Zeitkunst. In der Sprache wird sich das Werden und Vergehen Heraklits wiederum anders darstellen – durchaus problematisch auch hier. In Ernst Meisters Lyrik hat Paul Good eine Sprache gefunden und einfühlsam kommentiert, die in der Tat jene «Gegenwendigkeit» geradezu buchstäblich verkörpert, von der er ja die Lösung des Rätsels in der Bindung erwartet. Schon die Titel der Gedichtbände, die Ernst Meister noch zu Lebzeiten veröffentlicht hat, «Wandloser Raum» (1979), «Flut und Stein» (1988), sprechen für sich, aber wenden sich doch auch ineinander und gegeneinander. Sie scheinen sich zu widersprechen. Und sie sprechen sich wieder zu. Die lyrische Rede Ernst Meisters nimmt Heraklits Aphorismen vom «einrächtigen Zwiespalt», vom «Widereinanderstehenden» und von den ewigen Wenden (Tropoi) in sich auf. Tropen also, Sprachbilder sind diese Wendungen allemal. So, wenn seine Sprache das Gegenwendiige des Widerspruchs, das Heraklit kreisförmig denkt, ihrerseits zeigt, wie es sich von Zeile zu Zeile aufreibt: «*Anfang / kann nur vertraut / sein, denn / er ist / dies Ende: / Flut / und Stein.*» Es ist, als ob mit dem Gegensatz von Anfang und Ende auch der Widerspruch sprachlich in Fluss käme. Lyrisch geht hier Sprache daran, das steinalte Verbot des logischen Widerspruchs aufzulösen – und gerade darin ist sie zum Steinerweichen.

Dem nun vorzuwerfen, lyrische Sprache sei begrifflich nicht exakt, ginge an der disziplinierten Denk- und Schreibweise Ernst Meisters vorbei. Fordert doch der Lyriker einmal in Kapitalschrift: «**DENK ES GENAU**». Er verankert seinerseits den Widerspruch genau dort, wo dieser ein existenzielles Gewicht erhält: «*An den*

**Die lyrische Rede
Ernst Meisters
nimmt Heraklits
Aphorismen vom
«einrächtigen
Zwiespalt», vom
«Widereinander-
stehenden» und
von den ewigen
Wenden (Tropoi)
in sich auf.**



Abb. 1
 «Hymne an Heraklit» 1959
 140 x 160 cm
 Ölfarbe, Polyester auf
 Leinen, Morat-Institut
 für Kunst und Kunst-
 wissenschaft,
 Freiburg im Breisgau

Widerspruch / häng ich Gewicht, / dass er ankere, / wo Fische sterben.» Dabei verliert er keinen Moment lang den Raum aus dem Blick, worin die Gesetze der Schwerkraft zu gelten haben. Doch es ist auch hier ein Raum, der, mit Hegel zu sprechen, «nirgends mit Brettern zugenagelt» ist. Ein «wandloser Raum» vielmehr, der Einwand gegen Wände erhebt; ein paradoxer Raum, der randlos nur im «Herangang» erkundet werden kann, wie Heraklit im 22. Fragment sagt. Dazu das Titelgedicht aus «Wandloser Raum»: «Nichts ist, um / an den Rand zu reichen / der Leere. / Überhaupt gibt es ihn nicht. Was ist, ist / und ist aufgehoben / im wandlungslosen Gefäss / des Raums.»

Ernst Meister hat in wiederholten Anläufen versucht, ans Thema des «wand-

losen Raumes» heranzugehen. Er spricht von der «wandlosen Höhle», von der «krummen Wahrheit des Raums» und davon, Raum sei das Schloss und der Schlüssel zu dessen Formrätsel zugleich. Paul Goods Schlüsselbegriff von der «Gegenwendigkeit» ist es zu verdanken, dass wir einen Grund für die Unlösbarkeit der rätselhaften Form angeben können. Und nach Adorno gilt dies, zumal für eine Annäherung an Kunstgegenstände «von innen her», bereits als des Rätsels Lösung.

Friedrich Nietzsche –
 Herakliteer avant la lettre

Wiederum anders, nämlich als Philologe, hat sich Nietzsche dem Widerspruch angenommen. Für seinen Wahrheitsbegriff

gilt, was Heraklit im Hinblick auf die Schiffsschraube gesagt hat, sie sei in Wahrheit grade und krumm zugleich (Fragment 60). «Alle Wahrheit ist krumm», spricht denn auch ein Zwerg in Nietzsches «Zarathustra» und ergänzt: «die Zeit ist ein Kreis». Selbst wer Nietzsches Schriften nur in den Grundzügen kennt, wird hier den Gedanken der «Wiederkehr» entdecken können. Nietzsche war ein ausgemachter Herakliteer. Den Namen dieses Vordenkers nimmt er stets «mit hoher Ehrerbietung» bei Seite. Von Heraklit her klingen manche Sätze aus dem Umfeld des Zarathustra, die Nietzsche leicht als Vorreiter des Surrealismus erscheinen lassen, wie aus einer weit zurückliegenden Zeit: «In jedem *Nu* beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.»

Die zweieinhalb Jahrtausende, die Heraklits Fragmente von Nietzsches 1883 veröffentlichtem «Zarathustra» trennen, scheinen beide Philosophien der Gegenwendigkeit wie eine Talsohle zwischen Gebirgen zu verbinden. So jedenfalls hat Paul Good sie verglichen. Zu wiederholten Malen hat sich der Altphilologe Nietzsche noch zur Zeit seiner Basler Professur auf die «Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen» und die Rhetorik ihrer Denker eingelassen und dabei sich nicht im geringsten um das vermeintlich Fehlerhafte geschart, das die Vorsokratiker in den Schatten des modernen Wissens stellen könnte, sondern sich ausschliesslich auf jenen Punkt ihres Denkens konzentriert, der «ganz unwiderleglich ist»: die «Art ihres Wollens». Namentlich ein «ästhetisches Verhalten» dem Widerspruch gegenüber hat Nietzsche für eine Wahrheit im aussermoralischen Sinne auch später noch geltend gemacht. Von Heraklit und dem Wettkampf der Griechen kommt ihm ein agonales Denken entgegen, das den «unheimlichen Doppelcharakter» in allem erkennt und mit ihm spielt – und zwar ästhetisch –, nach Nietzsche die einzige legitime Spielform einer Weltanschauung.

Ernsthaft wortspielerisch, im Bild des Bogens und des Lebens, die sich dem Griechen in der Bezeichnung «*biós/bíos*» mit unterschiedlichem Akzent vereinen,

**Sie verstehen
nicht, wie es
auseinander
getragen mit sich
selbst im Sinn
zusammen geht:
gegenstrebige
Vereinigung wie
die des Bogens
und der Leier.**

HERAKLIT,
Fragment B 51

hat Heraklit das gegenläufige Miteinander von Tod und Leben gesehen (Fragment 48). Darüber hinaus hat er mit Bedacht auf Krieg und Musik im 51. Fragment eine Grundformel seines Denkens ausgesprochen: «Sie verstehen nicht, wie es auseinander getragen mit sich selbst im Sinn zusammen geht: gegenstrebige Vereinigung wie die des Bogens und der Leier.» Nietzsche hat aus dieser «Zugänglichkeit zum Entgegen gesetzten» sein eigenes «Ecce Homo» gestaltet. In spielerischem Ernst hat er seinerseits diese Herakliteische Gegenwendigkeit mit der dionysischen Sprache seiner Dithyramben gepaart und daraus die tänzerische Rhetorik seines «Zarathustra» geboren, der die «Welt los- und ausgelassen und zu sich selber zurückfliehend» zeigt. Das vorsokratische Erbe hat Nietzsche in eine Philosophie verbracht, worin «alles Werden mich Götter-Tanz und Götter-Muthwillen dünkte», ein Chaos von Gegenwendigkeiten, wo im «Sich-fliehen und -Wiedersuchen» eine alte Denktradition der griechischen Philosophie zurückkehrt, die Aristoteles überwunden glaubte. Hier, in der Rhetorik gegenwendigen Denkens, beginnt nach Nietzsche die Tragödie von neuem als das «selige Sich-Widersprechen, Sich-Wiederhören, Sich-Wieder-Zugehören».

Paul Good hat in seinen drei inspirier ten Aufsätzen das Ineinander mehrerer Texte und Kunstgattungen als Denkfigur inszeniert, die, ohne viel Aufhebens von der Methode zu machen, durchweg zeitgenössisch ist. Zwar findet die französische Theorie der «Differenz», geknüpft an die Namen von *Gilles Deleuze* und *Michel Foucault*, eine wohl plazierte Erwähnung, doch geschieht dies keineswegs, um dem Buch daraus eine Etikette zu erschwindeln. Was Good in seinen Analysen zusammenfügt, erweist sich stets aufs neue als Prüfstein des Herakliteischen Denkens, es löst das augenscheinlich rätselhafte Durcheinander des «dunklen» Vorsokratikers in ein findiges Durch-Einander auf und bindet es somit ineinander. Kein Geringerer als *Friedrich Dürrenmatt* hat ihm dies vorgemacht in seinem letzten Romanwerk «Durcheinandertal», allemal «gegenwendig» auch er, freilich dort – wie immer – mit schlimmstmöglicher Wendung. ♦

ROGER W. MÜLLER FARGUELL

«SCHISN STRASCHNA» – DAS LEBEN IST SCHRECKLICH

Der Untergang des Sowjetreiches im Spiegel des Alltags seiner Menschen.

Ryszard Kapuscinski:
Imperium. Sowjetische Streifzüge. Aus dem Polnischen von Martin Pollak. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1993. 432 Seiten.

In den Jahren 1989 bis 1991, als die Auflösung des Landes bereits abzusehen war, reiste der polnische Schriftsteller und Journalist Ryszard Kapuscinski kreuz und quer durch die Sowjetunion. Sein jetzt auch in deutscher Sprache vorliegendes Buch trägt den Titel «Imperium. Sowjetische Streifzüge». In Aserbaidschan sprach er mit dem Schriftsteller Jussif Samedoglu, einem Liberalen, dessen in kyrillischer Schrift publizierte Bücher bald niemand mehr entziffern kann, da ein anderes Alphabet eingeführt wird. In Magadan suchte er nach Überresten des weitverzweigten Straflagersystems der Dalstroï. In Nowgorod beobachtete er einen Wissenschaftler, der mit einem Team die Fresken der zerstörten Kirche Christi Verklärung zusammensetzte. In Baku recherchierte er die Geschichte der örtlichen Erdölförderung, in Kiew faszinierte ihn der Kreschtschatik, auf dem – eine Seltenheit in der Sowjetunion – Bewohner flanieren. In Lemberg berichtete ihm eine alte Dame von der grossen Hungersnot in der Ukraine, der etwa zehn Millionen Menschen zum Opfer fielen. In Kolyma besuchte er eine Versammlung streikender Kohlearbeiter, in Jakutsk watete er durch den Frühjahrsschlamm, der alljährlich die tiefgelegenen Holzhäuser überflutet, und besuchte ein nationalistisches Theaterstück, in dem die Welt aufgefordert wird, Russland um Vergebung zu bitten. In Kischinjow stieg er in eine Katakombenkirche, in Usbekistan forschte er den Folgen des verheerenden Baumwollanbaus nach. Es herrscht Unruhe im ganzen Land. Das Erkunden der Nationalität am Beginn eines jeden Gesprächs zwischen Unbekannten ist zur wichtigsten Frage geworden.

Ein nächtlicher Wartesaal

Für einen Journalisten ist solch eine Umbruchzeit – Ende 1991 hörte das Impe-

rium auf zu existieren – ein seltener Glücksfall. Die Menschen sind umtriebig und gereizt, aggressiv und offen. Die Nerven eines Landes liegen dann gewissermassen blass. Kapuscinski erkundete damals instinktsicher die Stimmungslage in den Republiken und Autonomen Gebieten der Sowjetunion, also fernab von Moskau. Er erlebte die Bevölkerung zwangsläufig auf Strassen und Bahnhöfen, Plätzen und Flughäfen. Der Berufsreisende beobachtete andere Reisende beim Reisen – und zog seine Schlüsse daraus. Im nächtlichen Wartesaal des Donezker Bahnhofs sieht er eine Frau, die aus dem Schlaf aufschreckt und bemerkt, dass sie bestohlen wurde. Schreiend läuft sie durch den Wartesaal, aber keiner röhrt sich. Die Bestohlene beruhigt sich, schlaf't erschöpft ein. Wenig später das gleiche mit einer anderen Frau. Keiner achtet auf sie. «*Nur die alte Frau neben mir öffnet für einen Moment ein Auge und sagt zu mir oder zu sich selbst: „schisn straschna!“ (Das Leben ist schrecklich!). Dann presst sie ihre Wachstuchtasche noch fester an sich und sinkt wieder in ihren flachen, wachsamen Schlaf zurück.*»

Moskau war für Kapuscinski nur Ausgangspunkt seiner zahlreichen Reisen. Immerhin schilderte er das Schicksal der Moskauer Erlöserkirche, in der Grösse durchaus dem Petersdom vergleichbar. Stalin liess die Kirche, die in Sichtweite des Kremls stand, 1931 abreißen, um ein gigantisches Lenindenkmal zu errichten. Dazu kam es nicht, unter Chruschtschow wurde auf den Fundamenten ein beheiztes Freibad angelegt, wo bis heute im Winter wie im Sommer Sportbegeisterte trainieren.

Kapuscinski erspart dem Leser Daten, Fakten und Statistiken, die so oft den Sinn für das Wesentliche verstellen. Dafür achtet er um so genauer auf Details. Auf dem Flug nach Workuta in Sibirien macht seine Maschine einen ausserplanmässigen Zwischenstop in Syktywkar. Niemand

weiss warum, alle stehen in der überfüllten Wartehalle und dösen vor sich hin. «*Ihnen ist keine Ungeduld anzumerken*», registriert Kapuscinski, «*keine Beunruhigung, Verärgerung, Wut. Vor allem aber stellen sie keine Fragen.*» Kapuscinski dagegen fragt einen Passagier, wie es weiter geht – und macht sich in den Augen des Russen lächerlich: Siebzig Jahre Sozialismus hat die Menschen gelehrt, keine Fragen zu stellen. «*Wie viele von ihnen... sind nur deshalb ins Lager gewandert, weil sie bei Versammlungen... dieses oder jenes fragten?*» Nur die Mächtigen stellen Fragen.

Der Verfall: ein Problem sprachlicher Darstellung

Kapuscinskis Methode besteht darin, vom alltäglichen Detail zum Grundlegenden vorzustossen und dabei das Thema aus mehreren Perspektiven zu beschreiben. Es ist die Technik der Collage, eine faszinierende wie riskante Methode. Vieles ist da sehr spannend beschrieben, der Wechsel der Blickrichtungen und Zeiten ergibt ein ungemein anregendes Mosaik des Landes. Das Vorhaben gelingt jedoch nicht immer. Kapuscinskis Methode erfordert die pointierte, auf die Spitze getriebene Darstellung. Radikale Vereinfachung und Übertreibung sind seine Stilmittel. Misslingt

die Vereinfachung, ergeben sich Binsenweisheiten. Scheitert die Übertreibung, gerät die Darstellung ungewollt zur Satire, wie die Episode über den Stacheldraht, dessen Produktion, malt sich der Autor aus, die gesamte Wirtschaft hätte lähmten müssen. Manches ist historisch unangemessen (Moskau gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Idylle), anderes liest sich seicht, vor allem in den Kapiteln der früheren Sowjetunion-Reisen in den fünfziger und sechziger Jahren. Einzelne Passagen wirken seltsam gestreckt und verraten sich durch aufgesetzte Wohlformuliertheit – als habe der Autor die Situation zuwenig erlebt und erfahren. Das Kapitel über Berg-Karabach ist journalistischer Aktivismus. Um mit Kapuscinski zu sprechen: Ein zu allem entschlossener Lektor hätte da eingreifen müssen.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Die Lektüre von «*Imperium*» ist sehr anregend, der Leser wird für die Mängel reich entschädigt. Das Buch ist auf sympathische Weise ein wenig unausgeglichen und chaotisch. Man reibt sich an einigen Passagen und übersieht, dass der intensive Dialog, in den der Leser verwickelt wird, ein Zeichen von Qualität sein kann.

Kapuscinskis Werk wird als Schilderung der Stimmungslage in der zerfallenden Sowjetunion Bestand haben. ♦

HENNING SIETZ

LUDGER LÜTKEHAUS,
geboren 1943, Promotion und Habilitation in der Neueren Germanistik. Lebt als freier Publizist in Freiburg i. Br. Veröffentlichte zuletzt «*O Wollust, o Hölle. Die Onanie – Stationen einer Inquisition*» (Frankfurt a. M. 1992); Herausgeber der ersten Schopenhauer-Ausgabe nach den Fassungen letzter Hand (Taschenbuchausgabe Zürich 1991). 1989 Sonderpreis der Schopenhauer-Gesellschaft.

LICHTUNGEN UND HOLZWEGE

Robert Pogue Harrison zeichnet in einer gross-angelegten Studie die kulturhistorische Bedeutung des Waldes für das Abendland nach.

Die gefleckte Eule spielt bei den derzeitigen Kämpfen um die Erhaltung der nordwestamerikanischen Wälder eine prominente Rolle: Weil es kein Gesetz gibt, das die Lebensräume schützt, wohl aber eines zum Schutz gefährdeter

Arten, können sich die Ökologen auf die Eule berufen, um die Wälder gegen die eiserne Konsequenz der Motorsägen zu verteidigen. Die Karriere des Nachtvogels verdankt sich also dem drohenden Waldsterben.

Ähnliches gilt jetzt für die Eule als Emblem der Philosophie. Nach Hegels bekanntem Wort beginnt die «Eule der Minerva» erst «mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug», wenn «eine Gestalt des Lebens alt geworden» ist; dann malt sie ihr «Grau in Grau». Selten ist dieses Wort so bestätigt worden wie durch Robert Pogue Harrisons grosses Buch «Wälder». Im «Zeitalter der Waldesdämmerung» schreibt hier ein der Philosophie ergebener Literaturwissenschaftler und Kulturhistoriker die Geschichte des Waldes: Die «Furie des Verschwindens» begünstigt offenbar das symbolhistorische Leben. Und noch eine andere grau-graue Eulen-Weisheit Hegels könnte recht behalten: Verjüngung ist von klarblickenden Nachtvögeln kaum zu erhoffen – eher finale Erkenntnis.

Die Ordnung der menschlichen Dinge

Harrison erzählt näherhin die «poetische Geschichte des Waldes». Das schliesst zwar Empirisches ein, das eigentliche Interesse gilt aber der Rolle des Waldes in der «kulturellen Phantasie des Abendlandes». Ein ganzer Urwald von Bedeutungen verbirgt und entbirgt sich hier im symbolischen Halbdunkel, darunter reichlich solche, die sich gegen jede Eindeutigkeit sperren. Aber das liegt eben an der undurchsichtigen Natur der Sache.

Die westliche Zivilisation rodete sich ihren Raum buchstäblich inmitten von Wäldern – nach einem Satz Giambattista Vicos, der bei Harrison leitmotivisch wiederkehrt: «Die Ordnung der menschlichen Dinge schritt so vorwärts: zunächst gab es die Wälder, dann die Hütten, darauf die Dörfer, später die Städte und schliesslich die Akademien.» Der Waldsaum ist die Nahtstelle zwischen Natur und Kultur. Die Wälder markieren das undurchdringliche «Draussen» der Gesellschaft; von lateinisch «foris» zum «for(e)st» führt der etymologische Weg. Ackerbau und Wohnung, die kulturellen und politischen Institutionen stehen in Opposition zu den Wäldern. Wenn etwas in ihnen herrscht, so ist es das Chaos. Die Himmelsreligionen, denen sie den demütigen Blick nach oben versperren, mögen sie nicht; sie ziehen die Wüsten vor. Aber auch die Gesetze des Eigentums werden von den Wäl-

**Ackerbau und
Wohnung, die
kulturellen und
politischen
Institutionen
stehen in
Opposition zu
den Wäldern.
Wenn etwas in
ihnen herrscht,
so ist es das
Chaos.**

dern ausser Kraft gesetzt: Sie sind «res nullius», «locus neminis» – «Niemandsland». Und «hast ein Reh du lieb vor andern, lass es nicht alleine grasen»: gib es nicht den orgiastischen Versuchungen der Wälder preis.

Spielort der Marginalen

In den Wäldern geht man in die Irre. Die Zeit ist keine Linie mehr, der Raum kein Ort. Auf keine Identität ist Verlass. Die zuverlässigen Unterscheidungen sind aufgehoben. Die Wälder sind das Reich der Metamorphosen, des Zwielichts. Die Dämonen, die Ängste sind hier zu Hause. Die schlimmste Gefahr ist die des Selbstverlusts. Daraus mag es sich erklären, dass noch die technische Zivilisation, die wahrhaftig nicht mehr von Vicos schliesslicher «Wiederkehr der Wälder» nach dem vorläufigen Sieg der Städte und der Akademien bedroht ist, unterschwellig diese längst erledigte Gefahr bekämpft.

Zugleich sind die Wälder der Raum der Verführung und Verzauberung. Alte Götter haben hier ihre bleibende Statt: die grosse Göttinjungfrau und Mutter, der dionysische Vereinigungsgott. Verfolgte, Verstossene, Aussenseiter jeder Herkunft finden in den Wäldern Asyl: gesetzwidrig Liebende; Geächtete, die zu den Rächern einer verletzten Gerechtigkeit werden; Heiden, die sich der Rodung der heiligen Haine widersetzen; Ekstatischer, Einsiedler, Heilige, die die Welt hinter sich lassen; unheilbar Kranke, die nur hier eine Zuflucht haben; Verwirrte, Wahnsinnige, die sich im gnädigen Halbdunkel verbergen. Und nicht zuletzt sind die Wälder der Fluchtraum der Dichter. Kurzum: Die «kulturelle Phantasie des Abendlandes» hat unter der Symbolik der Wälder das im Prozess der Zivilisation Abgewehrte und Verdrängte, die versagten Verheissungen des Unbewussten, das «Andere der Vernunft» bewahrt. Das hat den Autor indessen nicht dazu verführt, nun seinerseits dem gesetzlosen Gesetz des postrationalen Dschungels zu folgen und die Bedeutungsgeschichte des Waldes davon überwuchern zu lassen. Ganz im Gegenteil bietet er von den Anfängen zivilisatorischer Entwaldung bis zu den Überlebenskämpfen der gefleckten Eule eine Fülle einprägsamer Analysen.

*Das Holz, aus dem der Sarg
gemacht ist*

Am Anfang zum Beispiel, da war *Gilgamesch*, jener sagenhafte Held der Sumerer, dessen «eiserner Individualismus» die Erschütterungen der Sterblichkeit erfährt. Wissend, dass auch seine Leiche einst flussabwärts treiben wird, will er wenigstens einen unsterblichen Namen gewinnen. Und eben das tut er, dieser Protagonist der städtischen Zivilisation, indem er zum Mörder des Walddämons wird. Die Ersetzung der menschlichen Kadaver durch die flussabwärts treibenden Stämme der gefällten Bergzedern, die Auflösung des Waldes in Baumkadaver ist die präventive Rache des Selbstbehauptungswahns für die Sterblichkeit. Das Opfer der Natur soll das eigene Gefühl des Opferzustandes bannen. Morden – nicht, um nicht sterben zu müssen, sondern weil man nicht sterben kann.

Hier schliesst mit einer vordergründig eher dem militärischen und ökonomischen Nutzen folgenden Logik die Geschichte Athens und Roms an. Wälder werden zu Flotten, Bäume zu Masten; und das römische Imperium triumphiert so lange über das Waldchaos der antiken Welt, bis seine nordafrikanischen Kornkammern den Wärmetod sterben und ironischerweise zugleich in den nördlicheren Teilen der Welt, im Teutoburger Wald, der Anfang vom Ende beginnt. Militärs brauchen Wüsten; denn in den Wäldern und Dschungeln wohnt – von Robin Hood bis zum Vietcong und dem «Leuchtenden Pfad» – die Guerilla. Gegebenenfalls muss man sich das freie Schussfeld der Wüsten mit den nötigen Entlaubungs-, Entwaldungsmitteln schaffen. «Die Wüste wächst. Weh dem, der Wüsten birgt.» Kein Wunder, dass ein Golfkrieg sämtliche Vietnam-Traumata kuriert.

Wem gehört der Wald?

Gewiss, es gibt Gegenbewegungen zur zunehmenden Entwaldung, auch unvorhersehbare, die nicht ganz den vertrauten Parteiungen folgen. Da ist zum Beispiel im England des 16. Jahrhunderts ein höchst erstaunlicher Mann namens *John Manwood*. In seiner «Abhandlung über die Gesetze des Forstes» plädiert er für die

*Das römische
Imperium
triumphiert so
lange über das
Waldchaos
der antiken Welt,
bis seine nord-
afrikanischen
Kornkammern
den Wärmetod
sterben und
ironischerweise
zugleich in den
nördlicheren
Teilen der Welt,
im Teutoburger
Wald, der
Anfang vom Ende
beginnt.*

ungeschmälerten Waldrechte des Königs – ganz anders als später der Volkskundler *Wilhelm Heinrich Riehl*, der im Wald das «noch nicht vollkommen ausgeteilte, nahezu kommunistische» Volkseigentum des deutschen Volkes erkennt, oder ein Karl Marx, der in den «Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz» für die Waldfrevler votiert. Aber Manwood hat den Schutz der letzten Wildnisse vor der Ausbeutung durch den Menschen im Auge. «*Du sollst die Wildnis vor völliger Vernichtung retten*», lautet gleichsam sein kategorischer Imperativ. Unter Umständen muss man also als Ökologe Monarchist sein, am Ende, wer weiss, Diktator?

Den Fortschritt der Geschichte hindert solch wald- und wildnisfreundliches Ritardando natürlich nicht. «Was ist Aufklärung?» Nach Harrison «eine Frage für Förster». Sie ist Ausgang aus überkommerner Walddunkelheit. «*Habe den Mut, dich deines eigenen Försterverstandes zu bedienen!*» Für *Descartes* wird der geradlinige Weg durch den Wald zum Orientierungsmodell der Methode; «methodische Abholzung» des Unübersichtlichen ist die schlüssige Konsequenz. Auf eine entwaldete, leere Fläche kann die Ingenieursvernunft am besten ihre Pläne projizieren.

Ein Monsieur *LeRoy* analysiert in seinem Enzyklopädie-Artikel «forêt» die Wälder als ausschliesslich materielle Ressource ohne jede symbolische Bedeutung, die einer straffen Verwaltung und einer – freilich besonnenen – Ausbeutung bedarf. Der angebliche Naturenthusiast *Rousseau* wird in seinem «*Projet de constitution pour la Corse*» derselben Waldökonomie folgen. Und die epochemachende deutsche Forstwissenschaft des 19. Jahrhunderts, die über den romantischen Waldgeistern mit ihrem imaginären «*Museum der ursprünglichen Natur*» gerne vergessen wird, überführt das Forstwesen endgültig in eine streng quantifizierende Wissenschaft. Der monokulturell und in Reih und Glied organisierte Wald wird zum Objekt der Xylometrie. Ja, was wäre auch dagegen einzuwenden, zumal in Zeiten, in denen am Ende jeder Wald willkommen ist und man ohnehin die Sprache der Nützlichkeit sprechen muss, um überhaupt Gehör zu finden...

Harrison erzählt diese und zahlreiche weitere Waldgeschichten unverengt durch

bornierte akademische Fächergrenzen, dazu in einer Sprache, die ihrem vielschichtigen Gegenstand keine Gewalt anntut und doch meist luzide bleibt. So wäre bei einem grossen Thema endlich wieder einmal der Moment für ein vorbehaltloses Lob gekommen, wenn Harrison sich im letzten Drittel seines Buches, den Kapiteln über die romantischen Wälder der Nostalgie und die Philosophie des Wohnens, nicht bemühte, den erworbenen Kredit tunlichst wieder zu verspielen.

Vor lauter Bäumen...

Das hängt einmal damit zusammen, dass er die von der kulturellen Phantasie schon nahegelegte symbolische Ausweitung des Themas über Gebühr betreibt. Zwischen *Wordsworth* und *Leopardi*, *Constable* und *Shelley*, *Rimbaud* und *Baudelaire* verliert er sich von einzelnen Bäumen, über denen er dann kaum noch den Wald sieht, bis zur Erde, der Natur, der Sprache, der Poesie im ganzen ins symbolistisch Grenzenlose. Schliesslich beim Unendlichen angekommen, hat der Wald als Saum der Zivilisation kaum noch einen erkennbaren thematischen Rand. Zugleich werden bei allem berechtigten Mut zur Lücke doch einige Lesererwartungen enttäuscht. Die deutsche Tradition zwischen *Eichendorff*, *Tieck* und *Stifter* etwa wird mit einer ausschliesslich kritischen Leseart der Brüder *Grimm* genauso kärglich einbezogen wie die amerikanische.

Fataler: Harrisons abschliessende «Fundamentalontologie» des Wohnens geht die zumindest sprachlichen Holzwege einer unglückseligen Heideggerei. Die wird zur versprochenen «Lichtung» nur, wenn man sie nicht noch einmal zu überbieten versucht, sondern etwas unterhalb von Sein und Zeit mit dem Anspruchsniveau eines wirklichen Waldgängers nimmt. Der «*Logos der Öko-logie*», die «*Orthhaftigkeit des Ortes*», die Neuauflage der Seinsvergessenheit als Wohn(o!)Sinns-Vergessenheit ist gewiss eine gute Sache – zumal Harrison wohl recht hat, die Öko-logie des menschlichen In-der-Welt-Seins aus der Spannung zwischen In-Sein und distanziertem Aussen zu begreifen. Aber im ganzen folgt er hier doch eher dem Motto: «Fundamentalontologisch schöner wohnen!»

Robert Pogue Harrison
«Wälder. Ursprung und
Spiegel der Kultur».
Aus dem
Amerikanischen
von Martin Pfeiffer.
Carl Hanser Verlag,
München 1992.
319 Seiten.

Mit Erleichterung ist unter diesen Umständen zu registrieren, dass Harrison in fünf konzentrierten Einzelstudien von diesen Holzwegen zurückkehrt: einer genauen Deutung von Thoreaus «Walden»-Experiment und Frank Lloyd Wrights Architektur von Falling Walter; dazu drei Porträts weitgehend unbekannter, aber sehr kennenswerter Dichter: des northamptonschen Bauerndichters *John Clare*; des Amerikaners *A. R. Ammons* und des Italieners *Andrea Zanzotto*. Aus diesen Autoren spricht noch eimal eindrucksvoll die Stimme des sterbenden, richtiger: des getöteten, des gemordeten Waldes. «*Die Natur weiss zu sterben, aber Menschen wissen meist zu töten*»: so die Psycho-Logik, die mit dem aggressiven Selbstbehauptungswahn Gilgameschs schon am Anfang dieser Waldgeschichte steht. Anders freilich, als der alte wie der neue Gilgamesch mit der Motorsäge glaubt, kann man den Wald nicht stellvertretend sterben lassen. Aus den flussabwärts treibenden Baumkadavern wird vielmehr am Ende der eigene Sarg gemacht. Wie sollte die gefleckte Eule der Minerva angesichts solcher Aussichten nicht ihren Dämmerungsflug beginnen. ♦

LUDGER LÜTKEHAUS

SPLITTER

In diesen Dingen (die notwendig zum Leben und nützlich für die staatliche und häusliche Gemeinschaft sind) scheint auch der wahre Reichtum zu bestehen. Denn das zum zweckentsprechenden Leben genügende Mass eines solchen Besitzes geht nicht ins Unendliche (...), vielmehr ist hier wohl eine Grenze gesetzt, gerade wie bei den Mitteln aller anderen Künste. Denn in keiner anderen Kunst gibt es Werkzeuge, denen die Unendlichkeit zukäme weder an Menge noch an Grösse. Der (wahre) Reichtum aber ist eben nichts anderes als die Menge von Mitteln und Werkzeugen für die Haus- und Staatsverwaltung.

ARISTOTELES: *Politik*. o.O. 1965, 12566, 33-39

DIE ZUKUNFT DES CHRISTENTUMS

ADOLF WIRZ,
geboren 1906 in Schöftland. Kantonsschule Aarau. Sprach- und Arbeitsaufenthalte in Brüssel, London und in den USA. Übersetzer und Dolmetscher in Manchester. Werbetätig-keit im Musikhaus Hug und bei Mosse in Zürich. 1939 Gründung der eigenen Werbe- agentur. Heute Ehren- präsident der Wirz Partner Holding AG. Veröffentlichung ver- schiedener Fachbücher.

Die Christen haben ihren ärgsten Feind verloren: den Kommunismus. Ein englischer Bischof überrascht mit einer neuen Voraussetzung für den Fortbestand des Christentums: die Revision des industriell-kapitalistischen Modells.

Ein Team von 18 prominenten englischen Wissenschaftlern und kirchlicher Würdenträger hat unter der Führung des Herausgebers *John McMananners*, Emeritus für Kirchengeschichte an der Universität Oxford, das reich bebilderte Werk «Geschichte des Christentums» verfasst. Der reiche Inhalt lässt kaum einen Wunsch offen; er überrascht – im Blick auf den Verleger – durch seine herbe Kritik an unserer Gesellschaft. Ich beschränke mich hier auf die Betrachtung des 18. Kapitels, das eine vom Leser wohl mit besonderer Spannung erwartete Prognose über die weitere Entwicklung unserer Religion wagt. Wie gründlich der Autor *John Taylor*, Bischof von Winchester, hier zu Werk geht, zeigt schon der erste Satz seiner Analyse. Er erschreckt uns mit einer Tatsache, die wir leicht vergessen und verdrängen, mit der wir aber leben müssen: Das Weiterbestehen des Christentums setzt voraus, dass unsere Geschichte nicht durch eine nukleare Katastrophe zu einem abrupten Ende kommt. Die Massenvernichtungswaffen sind bereit. Bleiben sie ungenutzt und mehr oder weniger wohl verwahrt in ihren Lagern?

Wenn es eine Zukunft geben soll, so *John Taylor*, wird jede Religion Frieden und Gerechtigkeit als vordringliche Aufgaben zu betrachten haben. Sie muss auch von der Voraussetzung ausgehen, dass die Gefahren der Bevölkerungsexplosion und die Bedrohung durch die geringer werden-den Nahrungsmittel und Bodenschätze abwendbar sind. Wir müssen auch Aids und den sauren Regen als Möglichkeiten einer globalen Katastrophe ausschliessen.

Dieses dunkle Szenario ist freilich nicht das einzige, das der Autor aufzeichnet. Er spricht von den sozialen Gegensätzen, die gemindert werden müssen: Die Reichen sollten sich nicht in ihren Privilegien verschließen, und ein relativ sicheres Aus-

kommen aller muss gewährleistet sein. Dennoch wird ein grosser Teil der Bevölkerung überflüssig sein und dem Staat zur Last fallen, lautet der Schluss dieses Abschnitts. Job-sharing und sinnvolle Freizeitgestaltung werden sich in dieser Situation als illusorisch erweisen, befürchtet der Autor. Er hofft aber, dass diejenigen, die bereit sind, das bestehende industriell-kapitalistische Modell in Zweifel zu ziehen, sich zusammenfinden werden, um die Zukunft neu zu überdenken und mit einer neuen Alternative aufzuwarten. Zwar seien die verschiedenen Gruppen, die dies gemeinsam leisten könnten, heute zersplittet, doch der bescheidene Erfolg der grünen Parteien deute zumindest an, in welcher Richtung eine tatsächliche Neuordnung zu suchen sei.

Alsdann zeigt uns der Autor die religiöse Zugehörigkeit der Menschheit insgesamt und schätzt, dass im Jahr 2000 32,2 Prozent der Weltbevölkerung nominell Christen, 19,2 Prozent Muslime, 13,7 Prozent Hindu, 5,7 Prozent Buddhisten und 0,3 Prozent Juden sein werden.

Dabei sei zu beachten, dass der steile Anstieg bei allen mit Ausnahme der Juden während der letzten 30 Jahre primär der Bevölkerungsexplosion zuzuschreiben sei, in zweiter Linie erst dem Gewinn neuer Anhänger. Das Christentum wird nach der Ansicht Taylors seinen Aufstieg leicht verlangsamt fortsetzen, ebenso der Buddhismus, was uns eher erstaunt, meinen wir doch schon im Blick auf die zunehmende Verbreitung der buddhistischen Literatur, die Freunde dieser Weltanschauung würden sich mehren.

Nord-Süd-Gefälle: die Kirche der Armen

Zum Schluss seines Vergleichs weist der Autor darauf hin, dass die Zahl der Nicht-

Geschichte des Christentums.
Verlag Neue Zürcher Zeitung 1993.
Originalausgabe «The Oxford Illustrated History of Christianity». Oxford University Press 1990.
Übersetzung
Wolfdieter Müller.

gläubigen stärker als alle anderen angestiegen ist, eine Feststellung, die wir aus unserer eigenen Anschauung bestätigen können; ich denke an die Kirchenausritte. Unter den Christen seien über 50 Prozent als aktive Gläubige zu bezeichnen, meint Taylor, 71 Prozent hätten einen gewissen kontinuierlichen religiösen Kontakt über den Gottesdienst, was uns europäischen Beobachtern hoch geschätzt scheint.

Wie werden sich diese Zahlen weiter verändern? In Lateinamerika, Afrika und Asien ist die Zahl der Christen gewachsen. Dabei habe die Verlagerung nach «Süden» hin gerade erst begonnen, und der Abfall

vom Glauben könne, verglichen mit Europa, vernachlässigt werden. Bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts werde das Christentum als Weltreligion offenbar seinen Schwerpunkt in äquatorialen und südlichen Breiten finden. Dies besagt, dass der Westen seinen Posten als Zentrum des Christentums verlassen hat.

Die Christen des nächsten Jahrhunderts werden also jung sein, da zwei Drittel der Bevölkerung des «Südens» weniger als 25 Jahre zählen. Sie werden, weil ihre Hoffnung stark ist, dynamisch sein, und sie werden arm sein. Die christliche Kirche wird nicht mehr jene für die Armen sein, sondern jene der Armen. ♦

ADOLF WIRZ

«STROMAUFWÄRTS»

Die Stiftung für Abendländische Besinnung wurde vor 25 Jahren gegründet. Aus Anlass dieses Jubiläums verfasste Eduard Stäuble einen Rückblick auf die Preisträger und die Aktivitäten der Stiftung.

«Stromaufwärts» ist ein verfänglicher Titel. In der Gründungsurkunde wird der Stiftungszweck wie folgt umschrieben: «Förderung aller Bestrebungen zur Besinnung auf abendländische Tradition, Kultur und Moral, Anerkennung der Vielfalt der europäischen Nationen und Förderung ihrer geistigen Einigung bei gleichzeitiger Anerkennung der regionalen Besonderheiten, Unterstützung des Landschafts- und Denkmalschutzes zur Erhaltung der von früheren Generationen geschaffenen Werte, Ehrung von Personen oder Institutionen, die einen ausserordentlichen Beitrag zu den erwähnten Zielen geleistet haben.» Ist das nun allein «gegen den Strom» möglich? Gilt es, der lebendigen Kultur der Gegenwart, dem Neuen auf Gebieten der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst, dem kulturellen Wandel insgesamt entgegenzutreten? Der «Strom» im Titel dieses Rechenschaftsberichts, der

unablässige Gang der geistigen und kulturellen Veränderungen, der fortwährende Wechsel auch des Zeitgeistes würden dann gesehen als fortschreitende Dekadenz und als schlechende Zerstörung dessen, was es zu bewahren gilt. Wer immer dieser pessimistischen Sicht widerspräche, wäre somit zu bekämpfen.

Das Wirken der Stiftung für Abendländische Besinnung und vor allem die Reihe ihrer Preisträger, die der Bericht würdigt, beschwichtigen Befürchtungen dieser Art. Zwar wird die Richtung «stromabwärts» schon auch, explizit in Stäubles Einleitung, als Weg in die Orientierungslosigkeit und letztlich ins Verderben denunziert. Doch die Metapher vom Strom der Zeit, dem entgegenzuschwimmen für verantwortungsbewusste Zeitgenossen das Gebot der Stunde sei, trifft die geistige und kulturelle Situation nicht genau. Angemessener schiene mir, metaphorisch von

mutiger Seefahrt zu reden, von einer Reise in die Zukunft auf soliden Planken, mit kundiger Mannschaft, besonders aber ausgerüstet mit zuverlässigen Instrumenten und Seekarten, die der Skipper zu nutzen versteht. Das Abendland liegt unter dem Sternenhimmel, an dem er sich orientieren wird, weil viele Gefahren drohen, Klippen und Untiefen zum Beispiel; weitere Orientierungshilfen wären die Leuchttürme, die Seezeichen und die Landmarken, neuerdings auch die Satelliten, mit deren Hilfe jederzeit der Schiffs-ort bestimmt werden kann.

Genug der Metaphorik! Es ist verdienstvoll, in Tagungen und durch Vergabungen und Preise Bestrebungen zu fördern, die Orientierung im unwegsamen Gelände der Gegenwart suchen. Die Liste der Preisträger, die das Buch in knappen Würdigungen vorstellt, ist eindrücklich. Sie beginnt mit *Walter Heitler*, dem Physiker und Naturwissenschaftler, führt über den Kulturgeographen *Emil Egli* zum Trub- schacher Lehrer *Walter Berger*, zu Menschen insgesamt, die in ihrem Wirkungs-

kreis Zeichen setzten. Unter ihnen findet sich auch der Ingenieur-Chemiker *Armin Baumgartner*, dessen «Absage an den Machbarkeitswahn» ebenso tief bedacht ist wie seine Abwehr «Gegen die Verteufelung des Fortschritts». Viele seiner Essays sind vor ihrer Buchpublikation in den «Schweizer Monatsheften» erschienen. *Werner Kägi*, dessen grosses Anliegen die Vermenschlichung des Staates ist, zählt zu den Preisträgern der Stiftung ebenso wie der Dirigent *Edmond de Stoutz*. Insgesamt sind es zwanzig Namen, die bis jetzt auf der Ehrentafel eingeschrieben sind, und ebenbürtig sind ihnen ihre Laudatoren, die jeweils am Schluss der kurzen Charakterisierungen von Persönlichkeit und Werk der Preisträger genannt sind. Abendländische Tradition und Verpflichtung kennzeichnet auch das Lebenswerk von *Erwin Jaeckle*, dem Laureaten von 1988, dessen «Idee Europa» brandaktuell ist. Die Zukunft, um ein Wort aus dem Vorwort von *Hans Jenny*, dem Präsidenten der Stiftung zu zitieren, ist nicht ohne Hoffnung. ♦

ANTON KRATTI

SPLITTER

Eigentlich sollte dies Buch nichts sein als ein Ausdruck meiner Liebe zur Demokratie und zu Amerika. Es ist die Geschichte eines Mannes, der sein Vaterland verliess, weil er nicht mit den dort herrschenden Ideen einverstanden war. Es handelt sich hier um nicht mehr und nicht weniger als ein Kampf um Gedanken. Der Gedanke des Totalitarismus ist mir unsympathisch. Ich hasse eine Weltanschauung, die den Menschen seines Wesens beraubt und ihn wie einen Sklaven völlig in den Dienst des Staates oder einer regierenden Clique stellt. Ich bin der Überzeugung, dass der Mensch es wert ist, dass man ihm seine Selbständigkeit lässt. Eine solche Überlegung ist weder Sentimentalität noch falsche Romantik. Es ist die Folge langer Überlegungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Psychologie.

Aus: RICHARD HUELSENBECK, Reise bis ans Ende der Freiheit. Autobiographische Fragmente, Heidelberg 1984